

Von starken Bildern und Traditionen : die Turmhäuser von Pablo Horváth in St. Moritz

Autor(en): **Seger, Cordula**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur**

Band (Jahr): - **(2005)**

Heft 1

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-398850>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Baukultur

Von starken Bildern und Traditionen

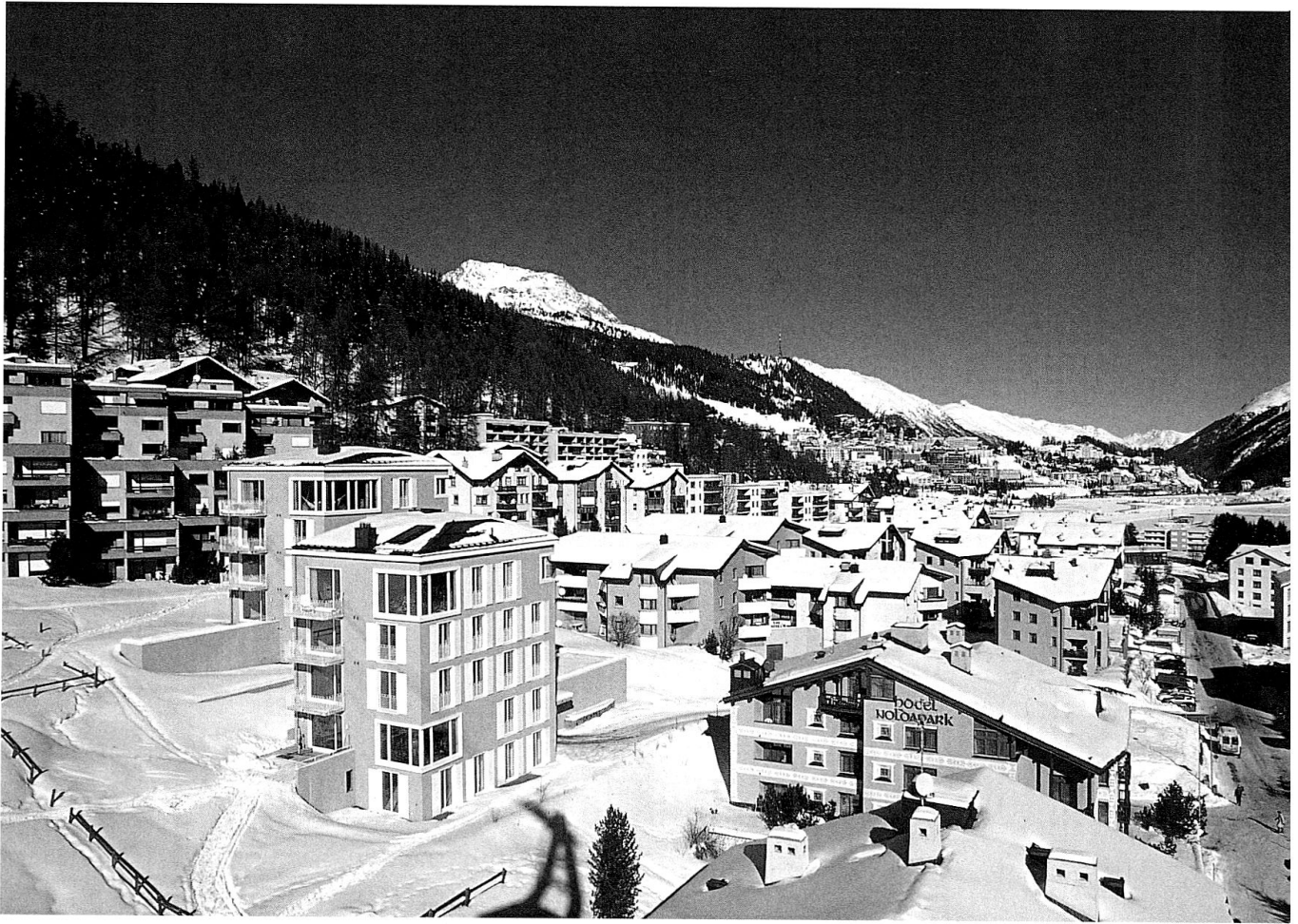
Cordula Seger

Die Turmhäuser von Pablo Horváth in St. Moritz

Im Engadin und insbesondere in St. Moritz zu bauen, ist immer auch ein Bekenntnis. Denn die Frage, wie man angemessen auf Tradition und Topographie reagiert, erhitzt die Gemüter. Die beiden markanten turmartigen Häuser von Pablo Horváth, welche die Dorfkannte Richtung Signalbahn besetzen und zugleich abschliessen, erinnern in ihrer städtischen Eleganz an klassizistische Vorbilder aus den 1870er-Jahren. Horváths Bauten regen dazu an, einen kritischen Blick auf Tradition und den sogenannten Engadinerstil zu werfen.

Auf welche Tradition beziehen wir uns

Jacques Buff ist ein vielseitiger Bauherr, der Gegensätze mag und an St. Moritz gerade die Stilvielfalt schätzt. Die Doppel-mehrfamilienhäuser, die Pablo Horváth in seinem Auftrag letzten Herbst fertig stellte, sind kubisch, schlicht und sehr flach eingedeckt. Unmittelbar neben den Neubauten steht Buffs Hotel Noldapark. Das Hotel stammt aus den 1980er-Jahren und spricht eine ganz andere Sprache: Ein ausladendes Satteldach, kleine eingetrichterte Fenster, die von weitem an die alten Engadiner Bauernhäuser erinnern, dunkles Holz, Sgraffito, altrosa Anstrich. Es ist das Bild einer Architektur, die sich herkömmlicher Versatzstücke bedient und dabei einen Engadinerstil für sich reklamiert. Zwei Welten prallen hier aufeinander und was Buff gelassen nebeneinander stehen lässt, wirft Fragen auf: Auf welche Tradition will man sich beziehen? Denn die Turmhäuser von Pablo Horváth leiten ihre schlichte Volumetrie und das ziemlich flache Dach von den stattlichen Steinhäusern ab, wie sie nach dem Brand von Zernez und Lavin



in den 1870er-Jahren meist von südlichen Baumeistern erbaut wurden.

Auch Traditionen sind Interpretation und Vorlieben unterworfen und können deshalb nicht unhinterfragt bleiben. Jede Zeit wirft einen neuen Blick auf das Überkommene und projiziert die eigenen Vorstellungen auf das Erbe. Die Folge ist eine bauliche Unrast, die man bedauern oder einfach einmal – wie dies der Schriftsteller Wolfgang Hildesheimer 1953 getan hat – festhalten kann: «Hier [gemeint ist ein Hotelbau in St. Ignaz alias St. Moritz] hat über das solide, geräumige Gebäude des mittleren neunzehnten Jahrhunderts, welches vielleicht hier und da ein munteres Element, etwa in Form eines farbigen Terrakotta-Auswuchses, aufweist, ein Architekt der flotten Neunzigerjahre ein weiteres Stockwerk mit Holzbalustraden und gotischen – aber nicht zu gotischen – Bögen gesetzt. Da kam ein Baumeister unseres Jahrhunderts daher, sah sich das Bestehende prüfend an und probierte kurzerhand den Pagodenstil darauf aus, und zwar – da hier die kalte Logik des Steinbaus versagte – tat er es mit Beton.

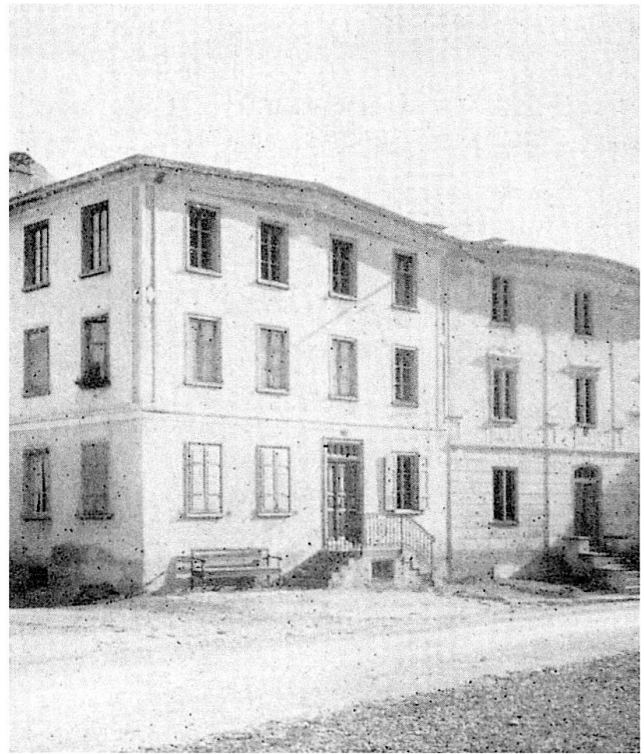
Die beiden markanten turmartigen Neubauten von Pablo Horváth in St. Moritz stehen neben dem Hotel Noldapark. (Foto: Patrick Blarer)

Der nächste krönte das Werk mit einem Schweizer Dach und geschnitzten Giebeln, was ihm keiner verübeln wird, denn der Nationalstil will auch zu Worte kommen. Der hieraus entstehende Nachteil, daß der kommende Architekt, welcher vermutlich das, was er zu sagen hat, mit Glas und Stahl sagen wird, zunächst dieses Dach wieder entfernen muß – wie man einen Hut lüpfte –, bevor er das nächste Stockwerk dazwischenschiebt, ist unwesentlich, wenn man Aufwand gegen Erfolg abwägt. Denn dieser ist wirklich beträchtlich; das heißt: wenn man als sein Kriterium die Vielfalt verschiedener Stilarten an einem Bauwerk anlegt.»

Im Wandel der Zeit

Tatsächlich hat sich die Frage, wie man im Engadin angemessen baut und worauf man zurückgreifen soll, erstmals im ausgehenden 19. Jahrhundert gestellt, als neue Bauaufgaben auf ihre Realisierung warteten. Der 1905 gegründete Heimatschutz machte diese Frage zu einer ideologischen Haltung. Die Hotelbauten der 1870er- und 1880er-Jahre galten den Heimatschützern als unangemessen, weil ihre klassizistischen Fronten und flachen Dächer die Tradition des städtischen Palais aufgriffen und auf alpine Landschaft und bäuerliche Tradition scheinbar keine Rücksicht nahmen. Um ihr formales Begehren zu stützen, wonach ausladende Walmdächer mit Kaminen und Dachreitern viel angemessener wären, bemühten sie einen sprechenden Vergleich. Sie bildeten 1908 in der Zeitschrift «Heimatschutz» ein klassizistisches Haus aus der Zeit um 1870 ab und stellten diesem ein stattliches Engadinerhaus mit Steildach und Sgraffito gegenüber. Die entsprechende Bildlegende lautet: «Neue, hässliche und unpraktische Bauernhäuser im Unter-Engadin» (rechts); «Gutes altes Bauernhaus in Schuls» (links).

Pablo Horváth greift bei seinen schlichten Neubauten also wieder auf das von den Heimatschützern als vermeintlich hässlich identifizierte zurück und kann sich mit dieser Entscheidung seinerseits auf eine vorangegangene Architektengeneration beziehen. Hatte der Heimatschutz das Ideal einer malerischen Silhouette vor dem Ersten Weltkrieg so erfolgreich vertreten, zeichnete sich in den 1920er-Jahren eine Neuorientierung ab. In Davos verhalf der Architekt Rudolf Gaberel dem Flachdach zum Durchbruch und entwarf ein ganz neues Bild einer Stadt in den Alpen. Im Engadin dagegen, der Hochburg des Heimat-



schutzes, wurde die Flachdachdiskussion im grossen Stil erst in den 1940er-Jahren geführt, als Armin Meili sich im Auftrag des Bundes mit der Sanierung von Kurorten beschäftigte und für St. Moritz einen Vorschlag ausarbeitete. Meili berief sich bei seiner Konzeption baulicher Veränderungen gerade wieder auf die Qualitäten der frühen klassizistischen Bauten zwischen 1840 und 1880, die sich durch klare Volumina, eine schlichte Fenstereinteilung und flache Eindeckung auszeichnen. So schlug die Planergruppe vor, den malerischen und repräsentativen Überschwang hin zu geometrischer Klarheit zu bändigen und damit die Giebel, Türmchen und Mansarddächer wieder abzutragen, welche die Heimatschützer vielen Bauten aufgesetzt hatten. Während die Planer dieser Zeit also eine klare Linie verfolgten, suchten die Mehrzahl jener, die sich in den 1950er-, 1960er- und 1970er-Jahren eine Wohnung oder ein Häuschen in den Bergen leisteten, das Idyll. Giebeldach, dunkles Holz und tiefe Fensterleibungen waren wieder gefragt. Das Blatt oder besser der Geschmack hatten sich erneut gewendet.

Ein sprechender Vergleich zwischen gelungener und verschmähter Architektur aus der Zeitschrift «Heimatschutz» von 1908: «Neue, hässliche und unpraktische Bauernhäuser im Unter-Engadin» (rechts); «Gutes altes Bauernhaus in Schuls» (links).



Die Neubauten erinnern in ihrer städtischen Eleganz an klassizistische Vorbilder aus den 1870er-Jahren. (Foto: Patrick Blarer)

Was der Modelltourist sehen möchte

Mit Geschmack, über den man nicht streiten kann, lässt sich das Thema jedoch nicht abtun. Vielmehr geht es um den sehenden Blick auf die Dinge. Dazu ein sprechendes Zitat des französischen Autors und Touristen Henry de Souvolle, der nur sieht, was er sehen will, und 1906 über seinen Besuch in St. Moritz schreibt: «Das ‹Dorf›, wie wir es gestern sahen, ist schön in der Opulenz seiner Hotels, aber sehr beliebig, was die anderen Bauten anbelangt. Die Einwohner des Engadins, indem sie sich um



Die beiden Häuser zeichnen sich durch ihre hohen schlanken Körper aus, die sich über die Umgebung hinausheben. (Foto: Patrick Blarer)

die Karawansereien der Touristen scharfen, haben die Torheit begangen, ihre köstlichen Chalets mit dem Wohlgeruch der Kiefer zu verlassen, die sie bis dahin bewohnt hatten.»

Die Einschätzungen des Gastes, der die Lebensweise der Einheimischen zu beobachten vorgibt, sind im Wissen um das zu Erwartende befangen. Souvolle erkennt nicht die historisch ge-



Horváths geschickt hintereinander in den Hang gestaffelte Mehrfamilienhäuser funktionieren als Plattform für einen panoramatischen Blick. (Foto: Patrick Blarer)

wachsene Eigenart der Engadiner Wohnkultur, sondern bemerkt ihr Abweichen von den eigenen Vorstellungen. So bedauert der Autor den Verlust der romantischen Chalets, obschon die Engadiner Bevölkerung seit mehreren hundert Jahren in Steinhäusern lebt. Das Swisshalet als architektonischer Exportschlager und heimeliges Alpenmotiv ist zu erfolgreich, um eine



Die französischen Fenster mit weissen Metallzargen und Aluminiumläden sind streng angeordnet. (Foto: Patrick Blarer)

andere Wirklichkeit zuzulassen. Bevor das eigene Bild korrigiert wird, weist man die Schuld am vermeintlichen Verlust des Idyllischen der bäuerlichen Ignoranz zu. Die wenigen Swisshalets, die es im Engadin um 1900 gab, waren als Touristenattraktion und -herberge erbaut worden. Sie zeigen, wie das Vernakuläre in romantischer Überformung zurück in die Alpen findet, selbst dahin, wo es nie gestanden hat, um hier von den Touristen freudig als Original wiedererkannt zu werden.

Hierhin liegt das Problem. Zu schnell verstellen vorgefasste Bilder und Vorstellungen den Blick auf Gegebenes und Gewachsenes. Der Rückgriff auf Tradition und Geschichte ist jedoch mehr als ein abgegriffenes Bild und standardisierte Planung, die sich mit malerischen Fensteröffnungen, Erkern und ausladenden Dächern originell gibt. Entsprechend ist nicht die Tradition, die man bemüht, entscheidend, sondern *wie* man sie bemüht. So hat etwa der St. Moritzer Architekt Nicolaus Hartmann jun., ein Vorreiter des Heimatschutzes und ein Vielbauer, Motive wie Erker, Giebel, Sgraffito und ausladende Dächer sowie Arvenholz für den Innenausbau mit einem feinen Gespür für das Miteinander einzelner Volumina, für Proportionen und Details



zu ausgewogenen Kompositionen gefügt. Ärgerlich aber sind solche Rückgriffe dann, wenn sie pure Dekoration darstellen und unförmige Baumassen kaschieren sollen.

Die in den Hang gegrabene Halle verbindet die beiden Häuser und dient zwar auch als Garage, in erster Linie aber ist sie ein grosszügiges Foyer. (Foto: Pablo Horváth)

Was man an den neuen Turmhäusern sehen kann

Es lohnt sich also – unabhängig von der Tradition, auf die man sich bezieht –, genau hinzusehen: Auf die Umgebung mit verzogenen Jumbochalets, die sich nach Südwesten hin aufplustern, um allen Wohnungen noch ein Eckchen Sonne zu gewähren, reagiert Horváth mit hohen schlanken Körpern, die sich über die Umgebung hinausheben und gleichsam als Plattform für einen panoramatischen Blick funktionieren. Die beiden Mehrfamilienhäuser sind so geschickt hintereinander in den Hang gestaffelt, dass sie sich weder in der Sonne stehen, noch die Aussicht nehmen. Sie entwachsen einem gemeinsamen Sockelgeschoss, das sich erst auf den zweiten Blick als solches entpuppt. Denn die verbindende, in den Hang gegrabene Halle dient zwar auch als Garage, in erster Linie aber ist sie ein

grosszügiges Foyer, in welches über trichterförmige Oberlichter gefiltert Tageslicht sickert. Die Häuser sind in diese Halle eingestanz, wirken dadurch als Volumen präsent und betonen die jeweiligen Eingänge. Die konzentriert organisierte Erschliessung sitzt bei beiden Bauten in der hangseitigen Ecke, nimmt dort wenig Platz ein und überlässt den Etagenwohnungen auf alle Seiten die schönste Aussicht.

Die französischen Fenster mit weissen Metallzargen und Aluminiumläden leuchten auf warmgrauem Fassadenverputz. In ihrer strengen Anordnung und Vertikalität lassen sie, wie erwähnt, die Bauten der 1870er anklingen. Die grossen Panoramafenster aber, die über Eck gesetzt den strengen Rhythmus durchbrechen, zitieren die freie Fassade der Moderne. So entsteht ein wacher Dialog der Bilder, die sich zu einem spannungsvollen Ganzen fügen – zu einem Stück zeitgenössisch und differenziert gelebter Tradition.

Dr. phil. Cordula Seger studierte Germanistik, Kunstgeschichte sowie Philosophie in Zürich und Berlin. Sie promovierte zum Thema «Grand Hotel – Schauplatz der Literatur» und arbeitet als freie Journalistin zu Themen aus der Architektur und Kulturgeschichte. Zudem ist sie am Departement Architektur der ETH Zürich als Assistentin tätig und leitet das Berry Museum in St. Moritz.